

Heimat

„Oh ja: Dein Opa ist stark, Samuel.“ Frieda Buschs Augen lachten mit ihrem Mund um die Wette. „Das hat ihm auch im Krieg geholfen ...“

Ihr Blick wurde ernst und verlor sich in der Ferne. „Ja, eine schlimme Zeit war das.“

Opa Rudi ließ immer wieder seine flache Hand auf den Kaffeetisch sinken. Auf dem weißen Tischtuch ertönte ein rhythmisch dumpfes Klopfen. Er war in nervösen Gedanken. Über den Krieg sprach er nicht gerne. Niemand wusste genau, was er erlebt hatte. Die wenigen Männer des Ortes, die wieder zurückgekehrt waren, nach Hause, einte ein unsichtbares Band. Erinnerungen an scheinbar gute Tage in Paris und Erinnerungen an die Zeit danach, an die Kälte und das Grauen der Ostfront, an die so viele verlegt worden waren. Wo so viele geblieben waren.

„Beim Marschieren habe ich geschlafen, so müde war ich.“

Samuel sah seinen Opa mit großen Augen an, obwohl er längst wusste, was als nächstes kam.

„Aber nichts war so schlimm wie der Hunger“, fuhr die heisere Stimme fort.

So oft sein Enkel diese nur spärlich preisgegebenen Erinnerungen auch schon gehört hatte, so schwer fiel es ihm trotzdem zu ermessen, wie furchtbar dieser Krieg gewesen sein musste.

„Baumrinde haben wir gegessen. Ja ..., der Hunger war das Schlimmste; der Hunger und die Kälte. Und nachts heulten um uns herum die Wölfe.“

„Waren auch deine Brüder alle im Krieg?“, fragte Samuel zum ersten Mal. Sein Opa sah ihn beinahe belustigt an. „Ja, sicher! Es war ja Krieg!“

„Der war doch verrückt, der Hitler!“ Oma Friedas Gesicht lag nun in tiefen Falten. „Und alle, die den Quatsch geglaubt haben. Nee, was haben sie *Heil Hitler* geschrien. Verrückt ...“

„Dass ihr nicht verhaftet worden seid, grenzt an ein Wunder.“ Opa schüttelte den Kopf. „Deine Eltern haben doch ständig über *den Hitler da* geschimpft.“

„Oh ja, und wie!“, kicherte Oma. „Die haben so gar nichts von dem Verrückten in Berlin gehalten.“

„Opa?“, unterbrach Samuel die Stille. „Sind deine Brüder im Krieg gefallen?“

Er nickte.

„Alle?“

„Nein. Einer ist vermisst.“

„Was heißt das?“

„Ja, was heißt das? Keiner weiß, wo er ist. Ob er noch lebt. Wahrscheinlich auch tot. Wie die anderen ...“

„War er der Pilot?“

„Ja!“ Opa schüttelte kaum merklich den Kopf. „War verrückt danach.“

„Was ist mit ihm passiert?“

„Abgeschossen, Jung!“ Er machte eine fegende Handbewegung.

„Und deine anderen Brüder? Wie sind die ...“

„Komm, lass uns von was anderem reden!“

Hinter Rudis Lächeln lag ein tiefer Schmerz.



„Na, wie war's auf der Bruchstraße?“ Seine Mutter wuschelte ihm durchs Haar.

„Gut!“

„Okay! Und was haben die beiden gemacht? Ich hoffe, sie waren bei der Hitze im Haus.“

„Ja, wir haben in der Küche gegessen.“ Samuel grinste beim Gedanken an die drei Stücke Kuchen, die er verputzte hatte.

„Es gab Pflaumenkuchen?“, lachte Mama und brauchte keine Antwort.

„Mama? Hat Opa dir vom Krieg erzählt, als du klein warst?“

Sie sah ihn erstaunt an.

„Kaum, das Thema hat er immer vermieden.“

„Das ist seine Art, damit umzugehen“, erklang Papas Stimme von der Küchentür. „Es gibt viele, die können nicht genug von diesem Wahnsinn erzählen. Gerade so, als bräuchten sie es. Aber so lange ich Mamas Vater kenne, hat *er* das nie gemacht.“ Er gesellte sich zu ihnen.

„Warum nicht?“, fragte Samuel. „Er hat doch den Krieg überlebt. Darüber kann er doch froh sein.“

„Eigentlich schon“, bekräftigte Papa. „Aber leider zählen Menschenleben im Krieg nichts. Und jede Seite hat das große Ziel, ihre Feinde zu töten.“

Samuel sah das Stirnrunzeln seiner Mutter. Doch hielt Papa Kurs:

„Krieg ist endgültig. Er ist grausam, ungerecht und vernichtend und niemals gut – für keinen Beteiligten! Auch nicht für den Soldaten, der ein Gefecht gewinnt.“

„Und trotzdem erzählen manche gern vom Krieg?“, fragte Samuel verwundert.

„Ja, vielleicht auch, um mit schlimmen Dingen fertig zu werden, die sie getan haben.“

„Hat auch Opa schlimme Dinge getan?“

„Ich weiß es nicht.“ Papa zuckte mit den Schultern. „Aber Soldaten im Kampf schießen, um nicht selbst erschossen zu werden. Ein Menschenleben für ein anderes. Im Zweiten Weltkrieg wird jeder schlimme Sachen erlebt haben – gesehen oder getan. So oder so sind Narben zurückgeblieben. Und darüber spricht nicht jeder gern.“

„Oma sagt, ihre Eltern hätten gewusst, dass Hitler spinnt.“

Mama begann zu schmunzeln. „Ja, davon reden die alten Nachbarn heute noch. Deine Urgroßeltern haben sich ständig um Kopf und Kragen geredet. Und sie hatten großes Glück, denn bei vielen anderen ist es herausgekommen und sie wurden von der Gestapo verhaftet.“

Sie kannte diesen Blick ihres Sohnes.

„Die Gestapo war die Geheime Staatspolizei“, erklärte sie. „Und die ging sehr brutal gegen Andersdenkende vor.“

„Aber wenn viele gegen Hitler und so waren, warum hat keiner was gemacht?“

„Oh, es gab Widerstände. Aber die Nazis waren über Jahre hinweg stark geworden, und vielen Deutschen gefiel das. Andere wagten nicht, zu widersprechen und sich zu wehren. Aus Angst, bestraft zu werden.“

„Du meinst erschossen, erhängt, geköpft oder vergast!“, korrigierte Papa sie und erntete dafür einen strafenden Blick.

„Was?“, verteidigte er sich lautstark. „Das gehört dazu, da lässt sich nichts schönreden. Der Nationalsozialismus lässt sich nicht schönreden!“

„Natürlich nicht! Aber in seinem Alter ...“

Auch wenn sie ihn jetzt nicht ansah, wusste Samuel, dass Mama ihn meinte.

„Ist schon okay!“, sagte er so gelassen wie möglich.

„Weißt du, Samuel“, sagte sie und nahm seine Hand, „es ist wirklich richtig schlimm, was Menschen einander antun können. Und dafür braucht es noch nicht einmal einen Krieg. So weit wie damals, als Oma und Opa jung waren, darf es nie wieder kommen. Das meinte Papa eben.“

„Warum sind die Menschen nicht einfach weggegangen, wenn es hier so schlimm war?“ Er sah seine Eltern abwechselnd an, wünschte sich insgeheim eine Antwort seines Vaters, der nicht so zimperlich war.

Doch der sah ihn nur prüfend an. Als aber schließlich Samuels Mutter zu einer Antwort ansetzte, griff Papa nach ihrer Hand. Ihr Mund schloss sich wieder. Fragend heftete sie ihren Blick auf ihn.

„Ich denke, wir können es ihm doch jetzt schon sagen“, richtete Papa das Wort an Mama. Dann sah er Samuel an.

„Was sagen?“, fragte er.

„Also, hm, es steht zwar noch nicht ganz fest, aber ...“ Er holte Luft. „Wir werden hier wegziehen!“ Seine Hand schloss sich fester um die seiner Frau und er sah sie eindringlich an. „Die Firma will mich in der Zentrale einsetzen ... Wir ziehen nach Kanada.“

„Was?“ Samuel spürte plötzlich einen Stein im Magen. „Warum das denn? Wann?“

„Schon bald, weil ich dort gebraucht werde. In ein paar Wochen soll's losgehen.“

„Also ...“, setzte Mama an.

„Also müssen wir bald packen.“ Papa lächelte ihr zu.

„Nein! Ich will hier nicht weg!“, rief Samuel. „Da kenne ich überhaupt keinen.“ Zum Stein im Magen gesellte sich nun ein Klos im Hals.

„Ich weiß“, sagte Papa. „Wir alle haben hier unsere Freunde und Nachbarn, dann der Sportverein, die Kollegen und Klassenkameraden. Hier kennen wir uns aus. Ja, dort werden wir ganz neu anfangen müssen. Neue Freunde, neue Schule – irgendwie doch auch total spannend, oder?“

„Spannend?“ Samuel fand den Gedanken scheiße. „Für wie lange überhaupt?“

„Erst mal für immer, Samuel.“

Für immer ...

Das konnten sie nicht machen!

„Mal sehen, ob wir so schnell einen Käufer fürs Haus finden. Auf keinen Fall können wir alle Sachen mitnehmen. Du wirst dich von vielen Dingen trennen müssen, wir alle.“

„Mama!“ Er sah sie entgeistert an. „Das geht nicht! Warum können wir nicht bleiben? Papa, bitte!“

Er sah nicht, wie sein Vater einen Ellbogenstoß in die Seite bekam und einen drängenden Blick einfiel.

Doch spürte er Papas Arm auf seinen Schultern, er wurde sachte hinübergezogen.

„Alles gut!“, sagte der sanft. „Wir bleiben, versprochen. Entschuldige, ich wollte, dass du es verstehst!“ Er beugte sich zu seinem Sohn hinunter.

Samuel spürte einen Kuss auf seinem Kopf.

„Was denn jetzt?“ Er kapierte gar nichts mehr. „Was verstehen?“ Der Klos war schon mal weg. Seinem Magen traute er noch nicht ganz.

„Du hast uns eben gefragt, warum die Menschen damals nicht einfach weggegangen sind aus Deutschland, wo es hier doch so schlimm war unter den Nazis.“

„Ja und?“, sprudelte er drauflos. Doch ahnte er, worauf sein Vater hinauswollte. „Nicht so einfach, oder?“, fragte er kleinlaut.

Stolz blitzte in den Augen seines Vaters auf und er lächelte. „Ja, nicht so einfach!“

„Also kein neuer Job in Kanada? Wir bleiben hier?“

„Ja, Samuel, wir haben das Glück, bleiben zu können. Viele Menschen weltweit haben keine Wahl. Sie werden unterdrückt oder vertrieben, oft auch getötet. Wer es schafft, dort wegzugehen, weiß nicht, was ihn am Ende seiner Flucht erwartet. Jedenfalls nicht direkt ein neuer Job.“

„War es damals auch so?“ Samuel versuchte, sich Oma und Opa in jungen Jahren vorzustellen.

„Ja!“ Papa strich sich durch die Haare. „Und dabei den richtigen Zeitpunkt dafür zu erkennen, all das aufzugeben, was man sich aufgebaut hat, ist verdammt schwer!“

Er nahm Samuels Hand. „Man geht nicht einfach so weg. Man geht, wenn die herrschenden Lebensbedingungen unveränderlich sind, wenn man so nicht mehr leben will und seinen Kindern keine sichere Zukunft bieten kann.“ Papa sah ihm in die Augen. „Aber niemand weiß, wie seine Zukunft woanders aussieht, dort, wo man bei Null anfangen muss.“

„Sind so viele hiergeblieben, weil sie Angst davor hatten?“, fragte Samuel stirnrunzelnd.

„Genau! Und weil sie nicht damit gerechnet haben, dass es so schlimm in Deutschland werden würde.“

„Warum nicht? Die Nazis waren doch schlimm!“

Mama nickte energisch.

„Ja“, sagte sie, „sehr schlimm sogar. Und das sollte niemand mehr bestreiten. Aber wer damals mittendrin steckte, der sah das meist nicht so, oder wollte es nicht sehen. Viele Menschen verlassen sich auf die Anführer ihres Landes und denken, dass die nur Gutes vorhaben. Wir

Menschen dürfen das Denken aber nicht nur den anderen überlassen. Wir dürfen nicht aufhören, uns einzumischen.“

„Auch heute noch?“, fragte Samuel. „Die Nazis sind doch tot, oder haben nichts mehr zu sagen.“

„Ja, auch heute noch!“, meldete sich Papa zurück. „Demokratie ist immer zerbrechlich. Früher waren es die Nazis, heute heißen die Gefahren anders.“

„Aha, also keine Nazis mehr.“

„Doch!“, sagte sein Vater. „Es gibt neue Nazis, die anders vorgehen als die von damals. Sie versuchen, die Menschen mit neuen Methoden zu ködern. Und es gibt auch noch andere Gefahren für unsere Welt.“

„Welche denn?“

„Kriege oder Seuchen.“

„Gibt’s hier ja zum Glück beides nicht.“

„Stimmt, aber trotzdem geht uns das was an, egal wo der Krieg oder die Seuche gerade herrscht. Denn Krankheitserreger machen an Ländergrenzen nicht halt. Und es ist niemals gut, wenn sich Menschen bekämpfen. Das führt immer nur zu Schmerz und Leid. Viele sehen sich dann gezwungen, ihre Heimat gegen das Unbekannte in der Ferne einzutauschen. Oder mitten in der Gefahr zu bleiben und weiter zu hoffen.“

„Worauf?“, wollte Samuel wissen.

„Darauf, dass die schlimmen Zeiten enden, der Krieg.“

„Also Abwarten statt Handeln?“

„Ja, und dabei eher auf brennendem Boden stehen, statt durch dunkles Wasser zu laufen.“ Ob er es verstand?

Schweigen

„Wie viele Kriege gibt es auf der Welt?“ Er sah seinen Vater an.

„Puh, keine Ahnung – zu viele. Menschen finden leider immer einen Grund zu streiten, ja, auch Kriege zu führen. Und nur ein einziger Krieg ist einer zu viel! Er zeigt, dass die Menschen versagt haben.“

„Wieso versagt?“

„Weil ihnen das Kämpfen dann wichtiger ist als Frieden. Aber das entscheiden nur ganz wenige Menschen; über die anderen wird also bestimmt.“

Ihm entging nicht der fragende Blick seines Sohnes.

„Weißt du“, schickte er hinterher, „es muss nicht unbedingt Krieg herrschen, damit alle im Ausnahmezustand sind. Auch Naturkatastrophen oder Seuchen sind eine große Herausforderung – mit einem Unterschied: Die hat sich niemand ausgesucht. Ja, Kriege werden vom Menschen gemacht, und sie könnten vermieden werden. Gelingt das nicht, haben die meisten keine wirkliche Wahl mehr. Dann ist oftmals Flucht die beste Verteidigung.“

Samuel hörte schweigend weiter zu.

„Klar, vorher sollte man immer erst versuchen, den brennenden Boden unter den Füßen zu löschen. Und wenn das nicht geht, muss man weggehen. Sonst stirbt man.“

„Ist schon ein bisschen feige, oder?“, wandte er nun doch ein. „Ich meine, alles zurücklassen und sich nicht mehr kümmern!?“

„Nein, Krieg ist feige! Ihm auszuweichen ist klug. Aber eben nicht so einfach, wie du schon gesagt hast.“

Samuel setzte sich auf den Küchentisch.

Er ließ seine Füße über dem Fliesenmuster baumeln.

Dann, nach einer Weile:

„Papa?“

„Ja?“

„Opa und Oma sind nicht weggegangen. Haben sie nur den richtigen Zeitpunkt verpasst, oder wollten sie nichts ändern?“

„Ich weiß es nicht. Es ist natürlich schwer, seine Heimat aufzugeben. Damals gab es Menschen, die genauso dachten wie die Nazis. Und es gab solche, die mit deren Weltanschauung überhaupt nicht einverstanden waren. Trotzdem nickten die meisten Deutschen die Handlungen ihrer Regierung ab, aus Furcht oder Überzeugung oder Gewohnheit. Und Andersdenkende wurden verhaftet. Wer wegging, kam meist nicht wieder!“

„Okay ...“, murmelte Samuel.

„Würdest *du* denn wegziehen? In ein fremdes Land und eine ungewisse Zukunft?“ Einst war er selbst von seinem Vater gefragt worden.

Nachdenken

„Ja, wenn ich hier ganz bestimmt keine Zukunft mehr hätte“, sagte Samuel mit fester Stimme. „Und nein, wenn ich irgendwo noch eine Chance sehen würde. Egal wie klein!“

Eine fragwürdige Chance auf eine fragwürdige Heimat!, dachte sein Vater stumm. Dann nickte er Samuel erleichtert zu.